

Himmelfahrt eines Normalos

Komiker Claudio Zuccolini widmet sich in seinem neuen Programm einer bemitleidenswerten Randgruppe: jenen Menschen, die keiner diskriminierten Minderheit angehören. *Von Rico Bandle*

Gewisse Leute haben Pech im Leben. Claudio Zuccolini zum Beispiel. Er ist in Scharans aufgewachsen, einem Dorf im bündnerischen Domleschg. Dieses liegt nur unweit vom rätoromanischen Sprachgebiet. Die paar Kilometer haben ihn viel Geld gekostet, erzählt er mit verschmitztem Grinsen: Als Rätoromane hätte er schon alle möglichen Preise gewonnen und reichlich Fördergelder erhalten. Aber eben, er ist halt bloss ein männlicher Deutschschweizer, der froh ist, wenn er auch einmal diskriminiert wird.

In Wirklichkeit waren die paar Kilometer Distanz zum Subventionsparadies wohl ein Glücksfall. Scharans mit seinen 800 Einwohnern ist ein Biotop für Kreative. Neben Zuccolini stammt auch Liedermacher Linard Bardill aus dem malerischen Dorf, und die erfolgreiche Band 77 Bombay Street hat sich da niedergelassen.

Das fünfte Soloprogramm des Komikers ist zurzeit in der Testphase. Am 8. Februar feiert Zuccolini offiziell Premiere im Casinotheater Winterthur, zuvor spielt er das Stück auf kleineren Bühnen. Und da zeigt sich: Der Künstler ist endgültig aus der Lausbubenphase herausgewachsen. Auf der Bühne strahlt er eine souveräne Gelassenheit aus, sein oft feinsinniger Humor lebt weniger von der lauten Pointe als von der genauen Beobachtung.



Keine Minute zu lang: Entertainer Zuccolini.

Zuccolini macht sich vorzugsweise lustig über Auswüchse und Trends des urbanen Lebens. Zum Beispiel über den Smoothie, jenes angeblich gesunde Gebräu, das aussieht, als hätten Kinder im Sandkastenkübel Gras zermantscht – «und auch genauso schmeckt». Zuccolini springt von einem Thema zum andern, steckt dabei voller Kapriolen, etwa: Der «flüssige Salat» (Smoothie) sei so überflüssig, wie einen Pirelli-Kalender wegzuzwerfen, wenn das Jahr vorüber sei.

Sein liebstes Thema allerdings ist der Familienalltag. Das Schlimmste am Elternsein seien die anderen Eltern, sagt er – und erhält dafür Applaus von den vielen Eltern im Publikum. Self-Scanning-Kassen im Supermarkt findet er praktisch – «Da kann man den Rabatt selber eingeben: Man scannt einfach nicht alles» –, und was die lästigen Push-Mitteilungen von Nachrichten-Apps betrifft, meint er: «Früher gab's einen Push, wenn die Welt unterging, heute, wenn die Vize-Miss-Ostschweiz die Winterpneus montiert.»

Die Frau liegt nebenan

Zuccolini erfindet das Genre nicht neu, im Gegenteil. Wie bei vielen Stand-up-Comedians lacht man bei ihm dann, wenn man sich in den geschilderten Situationen wiedererkennt. Dies ist insbesondere bei Frau-Mann-Themen der Fall («Wir haben unser Bett ein bisschen auseinandergeschoben: Meines ist in Zürich, ihres im Engadin») oder wenn es um den Nachwuchs geht («Man sagt, wenn Kinder die Welt regieren würden, wäre die Welt besser. Die kennen meine Kinder nicht»).

Mit solchem Humor gewinnt man keinen Salzburger Stier, das ist auch gar nicht Zuccolinis Anspruch. Wegen seiner ruhigen, lebenswürdigen Art wird er gerne unterschätzt. Zu Unrecht. Einerseits legt er den Finger sehr wohl immer wieder auf den wunden Punkt. Andererseits überzeugt er auch handwerklich: Die Pause weggerechnet, steht er ganze zwei Stunden alleine auf der Bühne – doch das Programm ist keine Minute zu lang, nie schaut man ungeduldig auf die Uhr. Und wenn der Komiker am Ende seiner Reise durch den ganzen Wahnsinn des Alltags an die Himmelpforte klopft, so ist man etwas traurig, dass es vorbei ist. Das soll ihm erst einer nachmachen.

Claudio Zuccolini: Warum? Premiere: 8. Februar, Casinotheater Winterthur. Danach auf Schweizer Tournee.



Nur ein Proband wehrt sich: Moderator Müller.

Fernsehkritik

Wir Rassisten

Es ist ein zweischneidiges Schwert, eine Wissenschaftssendung über Vorurteile und Rassismus zu machen. Einerseits, und das wird bei der SRF-Sendung «Einstein» auch ausdrücklich erwähnt, sind Vorurteile für Menschen eine Notwendigkeit, um die alltägliche Informationsflut verarbeiten zu können. «Ohne sie ist ein Überleben kaum möglich», sagt denn auch ein Sozialpsychologe. Andererseits haben Vorurteile ein Reputationsproblem: Sie bilden die Grundlage für Rassismus. Und da liegt auch der Schwerpunkt der Sendung. In einem Experiment soll aufgezeichnet werden, wie anfällig wir auf Rassismus und Diskriminierung sind.

Die Versuchsanordnung basiert auf einer in den sechziger Jahren von US-Primarlehrerin Jane Elliott entwickelten Methode, in der Probanden in zwei Gruppen aufgeteilt werden, je nach Augenfarbe. In verschiedenen Psychospielen werden die braunäugigen darauf getrimmt, dass die blauäugigen minderwertige Menschen seien.

Für das Experiment besucht «Einstein» den deutschen «Antirassismus-Trainer» Jürgen Schlicher, der vor einigen Jahren im deutschen Fernsehen («Der Rassist in uns») für Furore gesorgt hat. Wie damals gelingt es Schlicher auch jetzt wieder, die Braunäugigen zu diskriminierenden Fieslingen zu machen, die stumm akzeptieren, wenn vor ihren Augen Menschen mit einem anderen Körpermerkmal blossgestellt und unterdrückt werden.

Schon in Deutschland wurde die Versuchsanordnung kritisiert: Jeder Proband weiss, dass es sich um ein Experiment handelt. Da machen die meisten wohl einfach mit, auch wenn sie im realen Leben anders reagieren würden. Erst recht, wenn das Fernsehen dabei ist. Nur ein Proband wehrt sich in der Sendung heldenhaft gegen die Ungerechtigkeit: «Einstein»-Moderator Tobias Müller, der beim Experiment mitmacht. Was wir daraus lernen: Alle sind Rassisten, ausser man arbeitet bei SRF. (rb)